

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 96 (1970)
Heft: 22

Rubrik: Spott-Revue

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

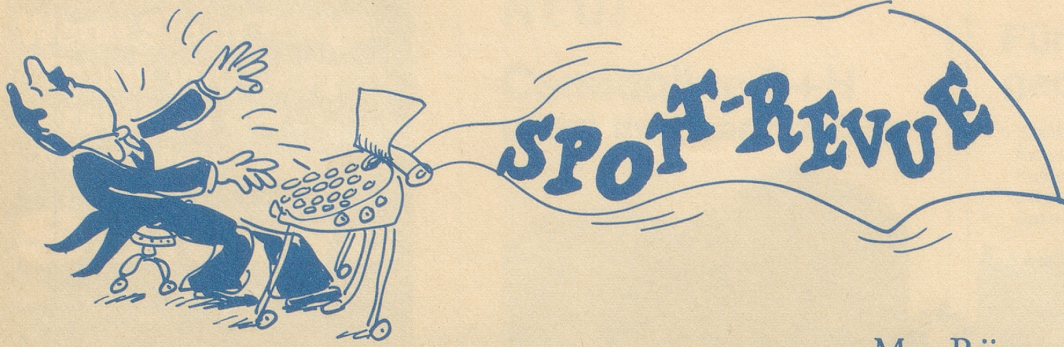
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von Max Rüeger

Nachruf auf die Unwirklichkeit

Es war ein gespenstischer Rundgang, den wir vor anderthalb Jahren durch das Studiogelände der Warner Brothers in Hollywood machten. Eine mollige, ältere Dame schleppte uns stundenlang von Halle zu Halle, freundlich amerikanische Erklärungen quäkend und schließlich eilig dem Komplex 4 zustrebend. Dort nämlich würde gedreht, sagte sie leuchtenden Auges.

In einer Ecke des Raumes, dessen Ausmaße jedem Schweizer Fernseherschaffenden neidische Seufzer abringen würde, war auch eine kleine Dekoration aufgebaut. Eingang und Zimmer eines Hauses. Routinemässig fiel die Klappe – und Mr. Ephraim Zimbalist jr. als Hauptdarsteller der TV-«FBI»-Serie munkelte Dialog.

Dieser kaum spürbare Hauch von Leben blieb der einzige. Ehrfurchtsvoll besichtigten wir die toten Décors des Festsaales von «Ca-

melot», taten wir die gleichen Schritte, die vordem Vanessa Redgrave im Film auch getan hatte. Wir gingen durch eine Straße New Yorks um die Jahrhundertwende, schwangen eine Saloontüre auf, lehnten an die Anbindevorrichtungen vor dem Sheriff-Büro einer Western-City-Attrappe, aßen dann in der Kantine scheußliche Russische Eier mit eisgekühltem Coke, drängten uns im engen Büro des Press-Managers, um nachher zur Küste zu tauchen und nach Los Angeles zurückzufahren.

Wir hatten am toten Hollywood geschnuppert, in den Requisiten-Lagern Hunderte von Kristalleuchtern bestaunt, wir waren vorher durch Beverly Hills an den Starvillen vorbeigerollt, entzifferten vor dem Chinese Theatre Fußabdrücke.

Die Traumstadt Hollywood hat sich schlafen gelegt. Nun wurde sie wieder kurz aufgescheucht für ihren eigenen Ausverkauf.

Große Filmgesellschaften wie MGM, Paramount, Warner Brothers, die Century Fox standen Kopf, als die Bilanzen des letzten Jahres abgeschlossen waren. MGM verlor 53 Millionen, Paramount 22, die Warners 59 und die Fox 67 Millionen Dollar. Bunte Superschinken erwiesen sich als Riesenpleiten, umschwärmte und gehätschelte Stars mußten konsterniert feststellen, daß ihnen das Publikum die Gefolgschaft verweigerte.

So blieb den Filmzaren auch die letzte Schmach nicht erspart: die Versteigerung.

Noch einmal sollten die glanzvollen Jahre aufleben, in denen die Präsenz eines Namens Schlangen vor den Kinokassen bedeutete. Dezennien lang zehrten die Lieschen Müller auf allen fünf Kontinenten von Geschichten und Histörchen jener Auserwählten, die aus goldenen Tellern aßen, ihren Kapriolen frönten, dreißig Zimmer in seidenen Roben durchschritten und sterilen Charme verbreiteten.

Man hatte den legendären Ben-Hur-Wagen zum Verkauf bereitgestellt, die Gewänder der Garbo als Kameliendame waren zu erwerben.

Aber der Staub ließ sich nicht wegblasen, das Begräbnis findet statt, der Zauber ist abgebröckelt. Das Hollywood von einst gibt es nicht mehr.

Stargagen von schwindelerregender Höhe, Budgets ohne Grenzen, Statistenheere, Technicolor und Cinerama, Flitter und Illusion, von tausend Geigen untermalt, jubelnde Fantrauben vor den Eingängen bei Premieren Eitelkeit und Hysterie, rosaroter Prunk an herzförmigen Swimmingpools: aus und vorbei.

Arrogante Stars, die vor wenigen Jahren noch dreißig Angebote ablehnten, sind heute zu Bittstellern geworden. Ihre Agenten hocken mißmutig in den fashionablen Clubs herum, mühselig versuchend, die Vergessenen für Trinkgelder in möglichen Projekten zu plazieren.

Einstmals hatte Alan Ladd bildfüllend zu lächeln, Ava Gardner barfuß zu tanzen, Robert Taylor sich mit zwei Fingern übers Kinn zu fahren – und die Kassen klingelten. Die Traumtänzer von Hollywood forderten – und bekamen.

Breit schritten männliche Recken durch Heldenepen, zart schimmernde das Make up der Dutzendgesichter, und alle hatten sie alles, was fast alle ändern nicht hatten. Welten lagen zwischen den Villen von Beverly Hills und den Wohnblocks downtown.

Das Publikum liebte diese Gaukelei. Die Lieblinge mußten siegen, ihnen durfte nichts mißlingen, die Drehbuchautoren zwangen das Schicksal auf der Leinwand zu gütiger Nachsicht, man klammerte sich ans Klischee, dem die Menschen in den Kinos verfallen waren.

Aber man wollte die Zeit nicht wahrnehmen. Bombastik und nobleske Attitüde ließen die Konfrontation mit der immer rauher werdenden Wirklichkeit nicht zu. Und eine dieser Wirklichkeiten hieß Fernsehen.

Es stieß die Götter brutal vom Thron, zeigte neue Gesichter, zeigte den Alltag ohne Pinienhaine, Freitreppen, Boudoirs und unverwüstliche Dauerwellen.

Hollywood hatte große Zeiten, fertigte große, unvergeßliche Filme mit großen, unvergeßlichen Stars. Der Film wäre um vieles ärmer ohne einen Humphrey Bogart, einen Gary Cooper, einen Richard Widmark, Clark Gable, James Stewart, Spencer Tracy, Gene Kelly, Fred Astaire, ohne eine Betty Grable, eine Ginger Rogers, Kathrin Hepburn, Liz Taylor, Marilyn Monroe, Ingrid Bergmann, Rita Hayworth, ohne all die andern, die kamen und gingen, die blieben und stürzten.

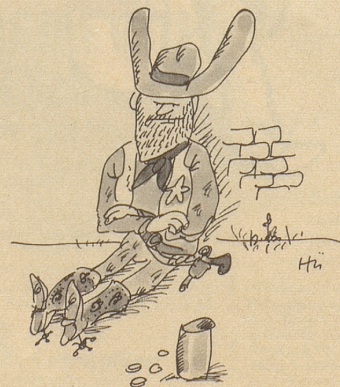
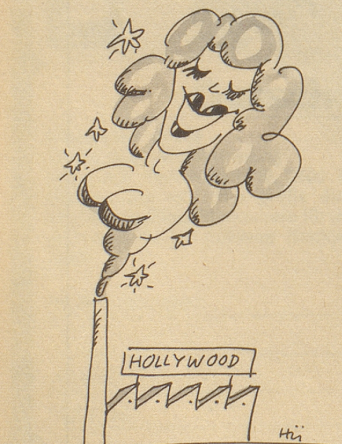
Nun ist das alte Hollywood zu einem Kuriositätenkabinett geworden. Wachfiguren aber können noch so täuschend echt nachgebildet sein – sie bleiben Puppen ohne Leben, die höchstens für kurze Augenblicke Erinnerungen wachrufen.

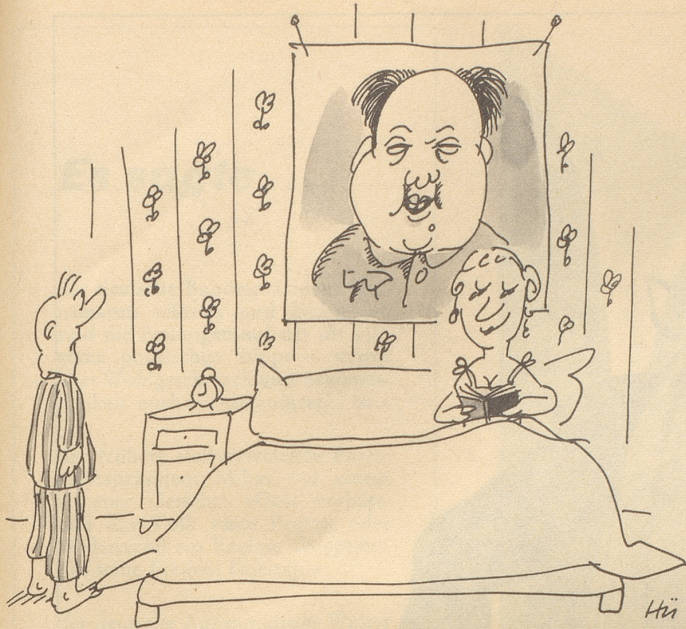
Nun werden neue, junge Männer ein neues, junges Hollywood aufbauen. Man wird nicht mehr mit Blanko-Checks bei Monumenten antichambrieren, man ist herabgestiegen aus den Villen-Hügeln von Beverly Hills an die lärmigen Ecken des Strip.

Und Hollywood wird endgültig sein, was es eigentlich immer war: ein Traum.

Das Monster Mann

Das Vokabular der Damen ist klinisch und zynisch, sie geben sich provokant rüde und halten weiblichen Charme für ein Relikt aus vergessenen Zeiten. In Amerika, in Deutschland, in England und – zaghaft, kaum registrierbar – in der Schweiz haben sie begonnen, rücksichtslos und radikal gegen die Vorherrschaft des Mannes in dieser Welt zu kämpfen, sie wollen die totale Gleichberechtigung, sie halten es für eine Hinterhältigkeit der Natur, daß sie Kinder in





ihrem Leib tragen und unter Schmerzen gebären müssen, sie sind zwar vielfach aufregend hübsch, jung, kleiden sich modisch – aber ihre freizügig präsentierten femininen Attribute setzen sie nicht mehr ein, den Mann zu gewinnen, sondern ihn zu vernichten. In Holland heißen sie «Dolle Minnas», sie kneifen beispielsweise verängstigte Endvierziger auf belebten Straßen in den Po, entledigen als geschlossene Dutzendenschaft angesäuselte Spätheimkehrer aller schützenden Stoffe und lassen sie hämisch kichernd in peripheren Bezirken stehen. Ein besonders streitbares Exemplar predigt gar die Ausrottung des männlichen Geschlechtes und versuchte auch, ihre Theorie praktisch zu erproben, indem sie in New York auf den Pop-Künstler Andy Warhol schoß. Warhol hatte Glück, denn Valerie Solanas feuerte daneben. Die Bewegung zur Verweiblichung unseres Planeten schwappte von Amerika über nach Europa. In linken Studentenversammlungen mußten sich männliche Genossen am Rednerpult von erbosten Genossinnen mit Tomaten bewerfen lassen. Auf Flugblättern wurde zur «Besetzung des frauenfeindlichen, konterrevolutionären «Spiegel» aufgerufen, ebenso wie zur Sprengung von Werner Höfers «patriarchalischen Fröschoppen».

Nicht selten agieren die Amazonen mit Witz: sie umtänzeln diensttuende Polizisten und flechten ihnen Blumen unter die Helme.

Ein Freund von mir, der kürzlich während mehrerer Wochen in New York weilte, wurde zu diversen Malen an Parties unvorbereitet mit zierlichen Mädchen konfrontiert, die ihn dann nach kurzer Zeit schon durch entschlossene Parolen verwirrten und verstörten, obwohl dieser Mann revolutionären Ideen ansonsten einiges Verständnis entgegenbringt. Nun sehen wir uns also – vorläufig

noch in Berichten von jenseits der Schweizer Grenze – als Männer Frauen gegenüber, denen mit zärtlichem tête-à-tête im schummrigen Nightclub, mit witzelndem Geplauder und charmanten Aufmerksamkeiten nach Büroschluß nicht mehr beizukommen ist. All das, was der Mann in langjähriger, oft entbehrungsreicher Praxis mühselig erlernte, wird plötzlich zu lächerlichem Getändel degradiert. Auf feurige Liebesbriefe, phantasiervoll im stillen Kämmerlein verfaßt, antwortet die Angebetete mit der kalten, postalischen Zusendung der «Worte des Vorsitzenden Mao». Ein vor dem Rendez-vous sorgsam erworbener Rosenstrauß wird nicht mehr als Zeichen der Zuneigung, sondern als Ausdruck männlicher Herrschsucht in Form eines kapitalistischen Blütenbesens qualifiziert. Wer vor dem gemeinsamen Abendbummel nicht noch hastig seinen Marx repetiert, hat kaum Aussicht, die Stunden ohne das niederschmetternde Gefühl geistiger Ohnmacht zu überstehen, wer Mozart auch nur für einen möglichen Komponisten hält, erntet mitleidige Blicke durch die Pop-Brille. Ich bin ratlos. Weil ich mit Frauen sehr viel, aber mit Weibern eigentlich recht wenig anzufangen weiß. Dabei praktiziere ich, so glaubte ich bisher, immerhin partiell und auf freiwilliger Basis häusliche Gleichberechtigung. Ich bereite des öfters maßvoll begeistert das Frühstück, hüte das Kind, wenn die Gemahlin in der Stadt tratschen oder einen Film ansehen will, ich beanspruche keinen wöchentlichen Männerabend, ich freue mich, wenn ich nicht solo an Cocktailempfängen herumstehen muß. Auch fürs Frauenstimmrecht habe ich ein selbstverständliches JA eingelegt, und sollte meine Gattin sich unversehens zu Oeffentlichkeitsarbeit hingezogen fühlen, sie hätte meinen Segen.

Dennoch gilt es offenbar, kompro-

mißlos und schnellstens umzudenken. Die Zeiten natürlicher Achtung scheinen vorbei, das Miteinanderleben unter dem Aspekt gegenseitigen Verständnisses und der – wie schrecklich antiquiert – Liebe atmet den Mief bürgerlicher Reaktion.

Die Romantik, selbst die züchtige und durch Tausende von Tagen zu

zweit gefilterte, hat abgehalfert. Die gute Stube wird Austragungsort dialektisch geführter Diskussionen, heiteres Feierabendgeplauder ist nutzloser Schnick-Schnack, der nicht weiterhilft im Kampf gegen unser vermodertes System.

Und bald einmal schämt man sich, einzugestehen, man sei glücklich verheiratet.

Cupfinal am Radio

Sitzisch lässig
und nu mäsig
uufreggt vor em Apparat.
Schtrecksch diin Body,
wänn de Gody
seit, was uf em Wankdorf gaht.

Zersch hätt Basel
zimli Masel,
dänn de Küenzi isch in Form.
Und de helli
Martinelli
schluucht de Kuenz im Gool enorm.

Nachme Willi
bringt das Schpiili
aber mänge Benthaus-Paß.
Und de Michaud
findt mer, isch scho
technisch absolut es Aß.

Hocksch verschtole
wie uf Chole,
ohni daß d im Wankdorf bisch.
Wänn d Frau schroff seit:
dasch doch offside,
schlachs vor Täubi s Bier vom Tisch.

Schtöhnsch und sitzisch,
zittrisch, schwitzisch,
vier zu eis – de Pfiff! Verbii!
Und dänn schtrahlisch:
Dä Final isch
besser als erwartet gsii.

Z Basel händs dä Matsch au ghört –
aber tänked umgekehrt.

